



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag Quinquagesima.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 31-43. „In jener Zeit nahm Jesus die Zwölf zu sich, und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angepöbeln werden; und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen, es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein Blinder am Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre? Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, führten ihn an, daß er schweigen sollte. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: was willst du, daß ich dir thun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde! Und Jesus sprach zu ihm: sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach, und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.“

Der Blinde von Jericho.

In die Vorhöfe seines heiligen Leidens führt der Erlöser uns mit dem heiligen Evangelium: Sein Erdenlauf neigt sich dem Ende zu; Sein göttliches Werk naht der Vollendung. Das Heil, von Gott bereits unserm Stammvater Adam verheißen, worauf die Menschheit durch Jahrtausende geharrt, darin unserer Seelen Seligkeit ruht — soll auf Golgatha vollbracht werden: wir finden uns heute an Jesu Seite auf dem Wege dahin. „Siehe, ruft Er aus) wir gehen hinauf nach Jerusalem und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist.“

Wenn große Erscheinungen ihrer Entwicklung nahezuhören, dann steigert sich immer unsere Aufmerksamkeit, und um so mehr, in je näherer Beziehung sie zu unserem Wohl und Wehe stehen. Wie sehr aber, lieber Leser, muß unsere Aufmerksamkeit hier wachsen, wo sich begibt, was vorher sich nie begeben, was später sich nie mehr begeben wird; was einzig, wie die Schöpfung, ein zweites und doch höherer Schöpfungsakt ist, daran das Heil der Menschheit gehangen hat und noch hängt.

Bei nicht wenigen Gelegenheiten hat der Heiland von Menschen gesprochen, die da sehen und doch nicht sehen, die hören und doch nicht verstehen. Im heutigen Evangelium finden wir beide wieder: denn als der Herr, auf dem Wege gen Jerusalem, den Jüngern Seine Leiden, Seinen Tod und die nachfolgende Auferstehung vorher sagte, hörten sie zwar Seine Worte, doch begriffen sie nichts davon: die Rede blieb ihnen verborgen. Und als nun endlich diese Vorhersagung in Erfüllung gieng, da fand sich eine ungeheure Schaar

von Menschen, die Augen hatten, ohne zu sehen; nicht umsonst sagte darum der Apostel: wenn sie den Herrn der Glorie erkannt hätten, würden sie Ihn nicht gekreuzigt haben.“

Ist es in unsern Tagen etwa besser? Unzählige hören das alte Wort vom Menschensohn, von Seiner Erniedrigung und Hingabe, von Seinem Tode und wieder erneuerten Leben, aber die Rede bleibt ihnen verborgen und geht in ihr Verständnis nicht ein. Es kann wohl (meinen sie) ein Unschuldiger und Gerechter gar oft das Opfer der Bosheit werden, — aber an einem Menschgewordenen Gott glauben, der gekommen ist, um für uns zu leiden, wer darf wohl den gesunden Menschenverstand mit dieser Forderung belästigen? Sie erkennen, lieber Leser, den Herrn der Glorie in Seiner heiligen Liebe nicht, sonst würden sie Ihn nicht verschmähen.

Da sitzt aber ein armer blinder Mann an der Straße von Jericho, der eine andere Sprache führt: „Jesu, Du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Obwohl blind, sieht er doch den Herrn mit seinem geistigen Auge: der Arme kennt Ihn offenbar längst, den berufenen Wunderthäter, hat von Seinem Erbarmen und Seiner geheimnisvollen Macht gehört und daraus ein festes Vertrauen geschöpft.

„Sohn Davids!“ ruft der Blinde. Er huldigt dem Herrn mit dem Ehrentitel, den der Israelit ausschließlich für seinen Messias aufbewahrt und worin er all sein gläubiges Sehnen, die Weissagungen der Propheten, die Hoffnung seiner Väter zusammenfaßt. Der Messias — ein Sprößling Davids — wird sich seines Volkes erbarmen, den Thron Seines Vaters glorreich, unvergänglich aufrichten: wenn diese Gewissheit nicht unerschütterlich im

Sirajenkalender.

- Sonntag, 9. Februar.** Quinquagesima. Apollonia, Martyrer. Evangelium nach dem hl. Lukas 18, 31-43. Epistel: 1. Korinther 13, 1-13. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Marianischen Jungfrauen-Kongregation, nachm. 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: hl. Kommunion der Knaben. Dominikaner-Klosterkirche: Der Sonntag der sechs Sonntage zu Ehren des hl. Thomas von Aquin. Nachm. 3 Uhr Vortrag für die Mitglieder des III. Ordens.
- Montag, 10. Februar.** Scholastika, Abtiffin. St. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachm. 5 Uhr Rosenkranzandacht. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Segens-Andacht.
- Dienstag, 11. Februar.** Euphrosina, Jungfrau. St. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachmittags 5 Uhr Rosenkranz-Andacht. St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segens-Andacht.
- Mittwoch, 12. Februar.** Sabalia, Jungfrau und Martyrin. Anfang der geschlossenen Zeit. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierliche Weihe der Nische und nach derselben feierl. Hochamt. Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr zweite St. Josephs-Andacht. St. Anna-Stift: Fünfter Mittwoch zu Ehren St. Joseph. Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. Dominikaner-Klosterkirche: Dritter der sieben Mittwochs zu Ehren des hl. Joseph; 8 Uhr Vereinsmesse für den dritten Orden, 9 Uhr feierliches Hochamt; abends 7 Uhr Rosenkranz, Predigt zu Ehren des hl. Joseph und Segensandacht.

Herzen lebte, konnte ein wahrer Israelit nicht sein! Freilich wissen wir, lieber Leser, auch dieses: der „Sohn Davids“ wird endlich wirklich in der Davidsstadt Bethlehäm geboren, aber Niemand in ganz Israel — abgesehen von einigen armen Hirten — hat ein Ahnen von dem geheimnisvollen Kinde. Weil aus dem fernen Osten Magier (Weise) kommen, um dem „geborenen Könige der Juden“, dem Sprößling Davids, zu huldigen, muß Er, um unbehelligt zu bleiben, die Fremde aufsuchen, sodann ungekannt in Mitte Israels, in dem kleinen Nazareth sich verbergen. Endlich tritt Er hin vor Sein Volk, macht als „Sohn Davids“, als Königs Israels Seine Rechte geltend, fordert als solcher Anerkennung (Glauben) doch siehe! den erwarteten „Sohn David“, den ersehnten König, will man in diesem „Jesus von Nazareth“ nicht erkennen! Freilich können diese verblendeten Kinder Israels sich der Macht Seiner Erscheinung nicht erwehren: die Not des Lebens, die Unruhe ihres Herzens treibt sie immer wieder in Seine Nähe, zu Seinen herrlichen Wundern, zu Seinem milden, tröstenden Worte, daß sie kammend und tief erschüttert dastehen. Sie sprechen wohl von dem „großen Propheten“, der unter ihnen aufgestanden, und wie Jehova Sein Volk heimgesucht habe, allein zu dem letzten entscheidenden Schritte — zum wirklichen Glauben an den Messias — kommt der große Haufe nicht. Warum denn? Was hält sie ab? Es ist hauptsächlich Menschenfurcht, die Scheu vor den „Schriftgelehrten und Pharisäern“. Das ist, lieber Leser, die schmerzliche Erfahrung, die den Herrn auf Seinen Wanderungen durch Palästina begleitet und die sich steigert mit den wachsenden Gnaden und Wundern Seiner barmherzigen, unerschöpflichen Liebe und Güte.

Wie sympathisch, lieber Leser, berührt uns darum heute der Ruf des armen blinden Bettlers: „Jesus, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Nun verstehen wir, was dieser Ruf bedeutet: das ganze Sehnen seines Herzens, den festen Grund seiner Hoffnung, der Hoffnung Israels, kommt hier zur Aussprache; und wie sticht die Unterschiedlichkeit dieses Blinden so erfreulich ab von dem ratlosen Schwanken seines Volkes; wie hoch überragt der Blinde seine sehenden Brüder, da er laut und wiederholt, trotz allen Beschwichtigungsversuchen der Vorüberziehenden, seinem Messias huldigt!

Den Herrn, der einst gesprochen: „es werde Licht!“ — ruft er an, und seine ganze Bitte lautet: „Herr, ich möchte sehen!“ Das Wort des Herrn öffnet ihm die Augen, und er sieht nun Himmel und Erde und alles um sich her, — er sieht vor allem aber Jesum und folgt als treuer, gläubiger Jünger seinem Messias, seinem Erlöser und Besieger. Möge es auch uns, lieber Leser, durch einen festen Glauben, der mit einem wahrhaft christlichen Lebenswandel sich verbindet, gelingen, einst denselben Heiland in unendlicher Seligkeit dort droben zu schauen.

S.

Fasnachtsbrände aus aller Zeit.

Kulturgeschichtliche Studie von Peter Blü.

Wie noch heutzutage an Faschnacht alles in Freude schwimmt und sich ganz weltlichen Genüssen hingiebt, so geschahs auch schon in alter Zeit. Während man aber jetzt mehr am tollen, närrischen Treiben Genüge findet, bildete im 12. Jahrhundert das Festgelage die Hauptsache. Da gab's in allen Bürgerfamilien zu Faschnacht ein „lecker Mahl“. Ein solider Schinken, ein Schweinestopf, geräucherter Ochsenfleisch, Mettwurst und ein „Faschnachts-Besöff“, wie es die derbe Sprache jener Zeit nannte, fehlte da nicht. Gegen diese Sitte zog im Jahre 1373 ein norddeutscher Landpfarrer mit heiligem Eifer ins Feld. „Sie gießen das Bier ein“, sagt er, „wie die Kuh das Wasser“. Da gehen nicht allein die Kinder, lange mit grünem Laube bewundene

Strecken tragend, in den Häusern herum und singen allerlei liederliche Pöffen, sondern sonderlich die Knechte, unter welchen einer mit einem grünen Weiberrode behangen, gehen in zwei Parteien mit einem Dudelsack durchs Dorf, von Haus zu Haus, singen, saufen, tanzen und rasen als Wahnsinnige in den Häusern. Dies währt mehrere Nächte“.

Doch trieb man auch dazumal andere Kurzweil. Anno 1386 konnte man in Lübeck sehen, wie man zwölf blinden Leuten am „Faschnachtsabend“ ein großes Schwein zum besten gegeben, das man an einen Pfahl auf dem Marktplatz angebunden hatte. Jedem Blinden hatte man eine Keule in die Faust gegeben, das Schwein damit zu tödten. Nun aber trafen die Blinden sich selbst mehr als das Schwein, weshalb man ihnen einen Harnisch anlegte, damit sie einander nicht verwunden konnten. Nachdem so die armen Leute sich eine Zeit lang „geleilt“, was alles „fein, lustig und kurzweilig, anzusehen gewesen, kommt einer von ihnen auf den Einfall, daß jeder nach der Reihe schlagen sollte; als alle zugestimmt, nimmt er die Keule wieder zur Hand, tappt mit den Füßen so lange umher, bis er an den Strick gekommen, tritt dann immer näher und näher, bis er merkt, daß er nahe bei dem Schweine ist, und tödtet es nun. Auch war es im Mittelalter Gebrauch, daß drei oder vier Blinde, mit einem sehenden Jungen vor ihnen her, um die Fasnachtszeit in der Bürger Häuser gingen und solche Gesänge sangen, über die man wohl lachen mußte. Sie hatten seltsam geformte Hüte auf dem Kopfe, mit grünen Hülfeblättern zugerichtet, als wenn es Kronen wären. Da hat man ihnen denn Almosen gegeben, einen oder zwei Schilling zum Bertrinken; aus bedenklichen Ursachen aber und weil es auch ein altes „heidnisches“ Thun gewesen, sind diese Umzüge eingestrichelt worden.

Ebenfalls wurde schon 1544 ein Mandat wider das „Faschnachtslaufen“ erlassen und von den Kanzeln verlesen. Darin war das Umherlaufen, Vermummten, die Trinkgelage und das Gesammeln, das die Verletzten und Arbeitsleute in der Bürger Häuser trieben, ernstlich verboten; „indessen“, sagt ein Chronist, solches wurde nicht gehalten“, und wirklich wurde das Mandat im Jahre 1773 noch wiederholt; dann war auch dies „Faschnachtslaufen“ beseitigt.

Aber auch die Patrizier benutzten im Mittelalter die Faschnachtszeit, ihren Glanz und ihren Wig leuchten zu lassen: sie feierten mit ihren Frauen den Karneval nach italienischer Weise. In prachtvollen Verkleidungen durchzogen sie die Straßen und verführten durch Darstellungen in menschlicher und thierischer Gestalt Gegenstände aus der Geschichte oder der Moral; diese Darstellungen waren aber nicht bloß pantomimisch, sondern es wurde dabei gesprochen und zwar in Versen, welche die „Faschnachtsdichter“ eigens dazu verfaßten oder verfaßen ließen. Was gelangte nun zur dramatischen Darstellung? Im Jahre 1430 war in Lübeck der Aufzug, wie der Esel ein Bein bricht; 1447, wie der Löwe vom Stuhle verstoßen wird; 1551 wie jener auf dem Esel keinen Dank verdienen konnte, ob er ritt oder ging; 1452, wie einer dem Wolfe ein Weib geben wollte; 1464, von dem Wöhrentbeig, den wollten sie weiß waschen u. s. w. Die Personen, welche in diesen Darstellungen Rollen übernommen, befanden sich auf einem großen Wagen, oder vielmehr auf einem großen Gerüste, „de Vorsch“ genannt, das sich langsam durch die Gassen bewegte. Bei Gelegenheit eines Unglücksfalles, der sich 1458 ereignete, indem die „Vorsch“ umstürzte, erfährt man, daß sich nicht weniger als 25 Personen darauf befanden. Die älteren Patricier jedoch zogen in feierlichem Zuge, mit brennenden Fackeln und unter klingendem Spiel in den Rathswinkel, wo sie sich an den Spässen der Narren ergötzen und unter der „Linde“ mächtige mit perlendem Nebenblute gefüllte Humpen leerten.

Zwar wurden von den Patriciern noch im 16. Jahrhundert Turniere gehalten und noch sah man alljährlich um Faschnacht den so genannten „Roland“ auf den Markt führen — eine hölzerne Figur, die in der einen Hand eine Scheibe, in der andern einen mit Sand und Kreide gefülltenbeutel hielt; war die Scheibe mit der Lanze getroffen, so wandte sich die Figur um und versetzte dem Ritter, wenn er nicht schnell und gewandt vorüber sprangte, mit dem Beutel einen bezeichnenden Schlag auf den Rücken.

Allein diese und ähnliche Übungen arteten allmählich in Spielereien aus und es erweckt eben keinen großen Begriff von dem ritterlichen Geiste des 16. Jahrhunderts, daß die Turnierenden ihre ausgehöhlten Lanzen mit Mäusen und Vögeln füllten, um durch das Brechen der Lanzen das Gelächter des männlichen, die Bestürzung des weiblichen Publikums zu erregen. — Noch und noch nahm dann der Karneval die Gestalt an, in der er sich heute zeigt und in der er auch noch vieles zu wünschen übrig läßt.

Eine Enttäuschung.

Karnevalshumoröskizze von Erich Hundtrierer.

„Erlaubst Du mir, mich zu Dir zu sehen, schöne Maske?“ fragte auf dem Maskenballe im Kurhause zu W. der junge Graf v. B., der gelommen war, einmal das Maskentreiben anzusehen, sich aber nicht hatte entschließen können, auch ein Kostüm anzulegen.

So war er im Salonganzug, eine Karrenmütze auf dem Haupte, schon lange Zeit in den Sälen herumgegangen, als er plötzlich an einem der Rarmortische eine reizende Maske sah, ein allerliebtestes schwarzwälder Banernmädchen, das er dann auch sofort anredete.

Auf seine Frage antwortete die Maske: „Mit Vergnügen! Und ich weiß Dir's Dank, daß Du den Platz an meiner Seite wählst, während so viele Schönheiten im Saale glänzen. Kennst Du mich vielleicht?“

„Nein, bis jetzt nicht und ich würde Dich wahrscheinlich ebensowenig kennen, wenn Du Deine Maske abnähmest. Aber was liegt daran? Wir können heute Abend den Anfang machen und uns kennen lernen, wenn's Dir recht ist. Die Bekanntschaften, die man auf einem Maskenballe macht, pflegen nicht die schlimmsten zu sein.“

„Sie führen aber nur zu oft zu großen Enttäuschungen.“

„Das will ich nicht bestreiten, denn ich habe es mitunter selbst erfahren.“

„Und ebenso werden andere sich in Dir getäuscht haben.“

„O nein! Wer sich nie anders zeigt, auch im Karneval nicht, als ohne Maske, über den wird Niemand sich täuschen.“

„Das ist wahr! Du hast aber auch keinen Grund, Dein Gesicht zu verstecken, und das läßt sich nicht von jedem behaupten.“

„Sehr verbunden, schöne Maske,“ lächelte der Graf. „Aber nun möchte ich auch Dir eine Artigkeit sagen und ich frage Dich deshalb: Ist es nicht möglich, das ich Dein Gesicht sehe?“

„Unmöglich! Der Wunsch, Dir zu gefallen, rät mir, ich solle meine Maske behalten.“

„Deine Unterhaltung entzückt mich und jedes Wort von Dir erhöht meine Ungeduld, Dich kennen zu lernen.“

„Ist es denn so notwendig, mein Gesicht zu sehen, um es sich schon zu denken? Glaube mir's in Deinem eigenen Interesse wie in dem meinigen widersehe ich mich der Nachgiebigkeit, die Du von mir verlangst. Solange ich verschleiert bin, bin ich sicher, aus Deinem Munde Schmeicheleien zu hören, wie sie mir nicht immer geboten werden; verschwände aber die schützende Hülle, dann — fahr' wohl, liebliche Täuschung! Dann würden feise Höflichkeit und trockener Ernst an die Stelle der Lobprüche, der hübschen Worte, der feinen Aufmerksamkeit treten, mit denen Du mich

— ich will nicht sagen, stolz machst, aber mich aufs angenehmste unterhältst.“

„Diese Bescheidenheit ist mir der augenscheinlichste Beweis Deines Wertes.“

„Nun ja; wenn kein anderes, hab' ich das Verdienst, bescheiden zu sein, oder richtiger gesagt, anfrichtig und wahrhaft.“

„Wenn mir's möglich wäre, Dich mit anderen gewöhnlichen Frauen zusammenzustellen, so könnte ich versucht sein, Dir zu glauben. Der Karneval ist nur die Rückseite der Schamünze, welche die Welt vorstellt, und gewiß sind die Damen unterm Schutze der schwarzen Hülle, die sie zur Täuschung aufzufordern scheint, sehr oft wahrhafter als ohne Maske. Haben sie doch so selten Gelegenheit, ungestraft die Wahrheit zu sagen! Aber Du? Du bist nicht häßlich, das will ich beschwören. Ich habe mich so oft getirt und bin so oft angeführt worden, daß ich endlich einen gewissen Takt, eine gewisse Erfahrung in der Kunst erlangt habe, Masken zu beurteilen. Nein, ich täusche mich nicht so leicht — ich habe eine feine Nase!“

Als der Graf dies Wort gesprochen, machte die Maske eine Bewegung, als hätte sie sich durch etwas verletzt. Der Graf kam auf den Gedanken, die eben von ihm gebrauchte Redensart habe auf ihr einen unangenehmen Eindruck gemacht und fing an, sich zu entschuldigen, daß er nicht in so gewählten Ausdrücken gesprochen, als sich's für sie gezieme; die Bäuerin aber fing an zu lachen, reichte ihm die Hand und erklärte, sie nehme nicht den geringsten Anstoß an seinen Worten. Der Graf fuhr dann fort: „Nur eins wird mir leid sein, wenn Du die Maske abnähmst.“

„Und das wäre?“

„Daß mir's dann nicht länger erlaubt wäre, mit Dir zu reden wie mit einem Landmädchen, wie mit einer Maske. Wäre es denn nicht ein Schmerz, dieser lieben, vertraulichen Plauderei, diesem reizenden Vortrage, Dich zu nennen zu dürfen, entsagen zu müssen? Jetzt rede ich mit Dir, wie vertraute Freunde, wie Geschwister miteinander reden.“

„Nun, und wenn ich die Thorheit beginge, mir die Larve abzunehmen, so würdest Du nicht schnell genug aufstehen können und etwa ein zögerndes und verführtes „Ich küsse die Hand!“ hervorstoßern.“

„Welch ein Vergnügen Du daran findest, mich zu kränken! Hältst Du mich denn einer solchen Un dankbarkeit für fähig? Ich will einmal einen Augenblick denken, Du seiest wirklich häßlich, abschreckend. Könntest Du denn mit der abscheulichen Maske, die mich in Verzweiflung bringt, der Unmut Deiner Unterhaltung entsagen? Dem Zauber Deiner Stimme, die mich entzückt? Der Liebesswürdigkeit und Grazie, die mich fesseln und verwirren? Wem könnte eine Dame mit solchen Vorzügen und Gaben mißfallen? Wenn Dein Gesicht häßlich ist — ich verzeihe Dir's!“

„Gieb wohl Acht, was Du sagst! Solltest Du nachsichtiger sein als alle anderen Männer, oder weniger von Eigenliebe beherrscht? Häßlichkeit gilt bei Euch allen für das größte Verbrechen, das man einer Frau vorwerfen kann.“

„Entweder gehöre ich zu den Ausnahmen, allerliebste Maske, oder Du verleumdest die Männer. Binde die neidische Larve los und Du wirst sehen, wie mein Entzücken, statt lau zu werden, sich erhöhen wird. Du weißt ja selbst am besten, daß meine Bitte keine vorwitzige ist. Wie kommst Du zu der Häßlichkeit, die mich erschrecken soll? Sehe ich denn nicht die Feinheit Deiner schlanken Taille, die Schönheit Deiner Hand? Entzückt mich nicht Dein neidisches Fächchen? Treffst mich nicht die Strahlen Deiner zauberischen schwarzen Augen? Verstehst Du mich so schlecht auf die anmutigen Bewegungen Deines Kopfes, daß ich nicht wissen sollte, wie reizend Deine Lippen lächeln?“

„Und dennoch, trotz all der Vorzüge, die Du so hoch überschätzt, versichere ich Dir,

daß, wenn ich mich entlarve, Du vor Entsetzen zurückschauern wirst.“

„O nein, nimmermehr! Ganz unmöglich! Deine Figur — Deine Züge —“

„Hast Du denn meine Züge gesehen?“

„Ich darf behaupten, ja! Deine Nase ist das Einzige —“ Die Maske lachte leise.

„Du lachst? Hättest Du vielleicht eine Stumpfnase?“

„Wer weiß? Fange es nicht darauf an, es zu ergründen!“

„Nein, es ist nicht denkbar, daß eine widrige Nase die schöne Harmonie so vieler Reize stören sollte. Sei's aber wie es wolle, ich will alle Folgen der Günst, um die ich Dich bitte, tragen. Mit diesem Mund, mit diesen Augen, mit dieser unvergleichlichen Figur erlaube ich Dir die Nase einer Negerin.“

„Unvorsichtiger!“

„Nun also, nimm die Maske ab! Laß mir die Sonne hier im Saale aufgehen!“

„Nein!“

„Aber ich bitte!“

„Genug, es mag denn geschehen! Du sollst mich ohne Maske sehen! Du hast's gewollt! Warum müssen wir Frauen so schwach sein! Aber wenigstens sollen meine Hände die Blässe der Pandora nicht öffnen! Empfange denn durch Deine eigenen die Strafe für Deine thörichte Ungeduld!“

„Auch das noch! O Glück! Veneidet mich, ihr Sterblichen! In diesem Moment bin ich blind, bin ich Tyrtaus!“

„In diesem Moment bist Du ein Thor!“

„Verwünschte Bänder — ich werde nicht fertig mit diesem Knoten — ich zerreiße ihn — ach, jetzt hab ich's! Aller schön —“

Dem Grafen erstarrte das Wort auf den Lippen, so groß war sein Erstaunen, sein Schrecken, sein Entsetzen. Diese Nase! Diese Nase! Welche Nase! — Nein, das war keine menschliche Nase, das war eine Rübe, ein Säbel, ein Meilenstein, eine ägyptische Pyramide! War das möglich?

Witten in dem Grauen, das dem Grafen dieser entsetzliche Dekorationswechsel verursachte, hätte er sich gern von der Dame ohne allzu große Unhöflichkeit verabschiedet; er machte übermenschliche Anstrengungen, um einige gelehrte Phrasen zusammenzubringen — unmöglich!

Zu seinem Glück fing die Bäuerin, die gewiß schon längst mit allen Wirkungen ihrer Mißgestalt vertraut war, ungezwungen und herzlich an zu lachen. Das gab dem Grafen den Mut, aufzustehen. Unter dem Vorwand, einen Freund begrüßen zu müssen, und ohne das Herz zu haben, sie noch einmal anzusehen, empfahl er sich mit einem trockenen und verdrießlichen „Ich küsse Ihnen die Hand.“

Die Beschämung beflügelte seine Schritte, der Aerger machte ihn blind; er fand kaum Platz für seine eilige Flucht, stolperte über Seffel, über Menschen, über seine eigenen Füße und wäre nach Hause geeilt, ohne seinen Wagen zu erwarten, ja ohne seinen Mantel einzulösen, hätte ihm nicht seine Gemütsbewegung einen Hunger zugezogen, der ebenso gewaltig war als die ungestaltete Nase, deren Schatten sein Glück verbunkelt hatte. Er drängte sich demnach ins Buffetzimmer, bemächtigte sich eines Tisches, griff zur Speisekarte, verlangte, was man ihm am schnellsten bringen könne, aß, schon nicht mehr hungrig, aber noch immer in vollem Zorn, von drei Schüsseln, und eben bringt man ihm die vierte, als sich ihm gegenüberseht — o himmlische Mächte! — jene nämliche Bäuerin, oder besser gesagt, jene nämliche Nase, die ihn eben noch mit Grauen erfüllt hatte. Seine erste Bewegung war, aufzuspringen und die Flucht zu ergreifen, aber die durchtriebene Schöne machte ihm das Blut erstarren, als sie mit einer diabolischen Freundlichkeit sagte: „Wie! Sie stehen auf, um mich nicht einladen zu müssen, mit Ihnen zu sonnieren?“

Der Graf ward rot wie ein Schulknaube Die Nase lachte und zu seinem Unglück lachte ihr Begleiter, der ihr den Arm gab, nicht.

„Fräulein —“

„Ich werde Ihnen keine großen Unkosten machen. Ein Glas Eisbismut, weiter nichts.“

Sobiel Unbefangenheit war dem Grafen denn doch zu viel. Er nahm sich vor, Spott mit Spott zu vergelten und sagte: „Ich wäre allzu glücklich, Ihren Wunsch zu erfüllen, Fräulein, aber ich fürchte, diese Nase wird mir's unmöglich machen; denn ich sehe nicht ein, wie Sie ein Glas —“

„Zum Munde bringen können? Sehr richtig! Aber ich wollte auch nicht mit dieser Nase trinken; ich werde sie weghun.“

„Was? Was sagen Sie? — Also —“

Indem führte sie die Hand an die Nase und nahm sie ab.

Sie war falsch, war von Karton, und unverhüllt blieb die wirkliche, nicht minder vollkommen und reizend als alle übrigen Züge ihres Gesichts.

In großer Verwirrung stand der Graf da, als er die wunderliche Schöne vor sich sah und sich an die Leichtgläubigkeit, die Unhöflichkeit, die Ungerechtigkeit seines Betragens erinnerte. Er wollte sie tausendmal um Verzeihung bitten, seinen Irrtum mit Thränen bereuen und den Boden zu ihren Füßen lässen; aber die Grausame gab ihrem Begleiter den Arm, warf dem Grafen einen strengen Blick zu und verschwand, indem sie ihm mit lächlichem Ausdruck nachrief: „Ich empfehle mich Ihnen!“

Karneval.

Ein Bild aus dem Leben von Ferd. Hermann.

Als Georg Hartwig das hübsche, von einem leichten Veilchengesicht süß durchduftete Vouloir seiner jungen Frau betritt, ist sein Blick unruhig und seine Stirn von tiefen Falten durchzogen. Aber als Frau Eva, die lesend auf der Chaiselongue liegt, ihm mit einer lässigen Kopfbewegung ihr reizendes Gesichtchen zuwendet, gibt er sich ersichtlich Mühe, eine sorglose und unbefangene Miene zu zeigen.

„Entschuldige, wenn ich Dich störe, liebes Kind — aber ich habe Dir leider eine unangenehme Neuigkeit mitzutheilen.“

Eva rümpfte ein wenig das niedliche Näschen.

„Ich finde, daß Du seit einiger Zeit sehr freigebig bist mit unangenehmen Neuigkeiten, mein Lieber. Ist es Dir denn nicht möglich, mich wenigstens mit der heutigen zu verschonen? Ich möchte mir die Stimmung für die Museums-Redoute doch nicht gern ohne zwingende Notwendigkeit verderben lassen.“

„Eine solche zwingende Notwendigkeit aber liegt unglücklicherweise vor, liebes Herz! Ich muß in einer halben Stunde verreisen.“

Sie sieht ihn ungläubig an.

„Verreisen? — heute — am Tage des Maskenfestes? Das ist doch wohl nicht Dein Ernst?“

„Es handelt sich um eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit. Ein eben eingetroffenes Telegramm unterrichtet mich von plötzlich zu Tage tretenden Zahlungsschwierigkeiten einer Firma, mit der ich in engster Geschäftsverbindung stehe. Es kommen gewaltige Summen in Frage, und wenn es mir nicht durch schleunige persönliche Intervention gelingt, ein Arrangement herbeizuführen —“

„Hör' auf, hör' auf! Du weißt, daß ich nichts von Deinen Geschäften verstehe. Deine persönliche Intervention kommt wohl auch morgen noch früh genug.“

„Ich fürchte vielmehr, daß sie schon heute zu spät kommt, Eva!“

Unter solchen Umständen aber wirst Du hoffentlich selbst einsehen, daß von dieser Reise nicht die Rede sein kann. Oder soll ich vielleicht ohne Kavaliere auf die Museums-Redoute gehen?“

„An eine derartige Möglichkeit habe ich allerdings nicht gedacht, Eva“, erwiderte er ernst, während seine Augen sich mit mehr traurigem als vorwurfsvollem Ausdruck auf das unwillige Gesichtchen richteten, das er so innig liebt. „Wenn mein Prokurist Hinrichsen

hier wäre, hätte ich ihn statt meiner fahren lassen, um Dir das erhoffte Vergnügen nicht zu verderben. Du wirst also diesmal auf den Maskenball verzichten müssen, mein geliebtes Herz!

Nicht ohne Zagen hat er es ausgesprochen, auf einen so heftigen Ausbruch des Unmuths aber, wie er ihn jetzt über sich ergehen lassen muß, ist er doch wohl nicht vorbereitet gewesen, denn er wird sehr bleich, als ihm Eva vorwirft, daß er lieblos und rücksichtslos sei, ein krasser Egoist, der nur auf den eigenen Vortheil bedacht sei, während er seiner armen Frau die harmlosesten Vergnügen mißgönne und ihr die ungeheuerlichsten Opfer zumuthe. Er unterbricht sie mit keinem Wort, sondern steht mit fest zusammengedrückten Lippen vor der Erregten, und erst als ein Strom zorniger Thränen ihre Rede ersticht, sagt er mit gedämpfter Stimme:

„Laß uns nicht so Abschied nehmen, Eva! Es sind schwere Stunden, denen ich entgegen gehe.“

Leidenschaftlich fährt sie empor. „Geh doch! Du könntest sonst möglicherweise Deinen Zug versäumen.“

Sie glaubt natürlich nicht im Ernst, daß er es über's Herz bringen wird, sie zu verlassen. Aber er geht wirklich ohne ein weiteres Wort des Abschieds hinaus.

Nach stundenlangem, schmerzvollem Grübeln und ungezählten Thränen bittersten Kummers ist Eva zu dem Schluß gekommen, daß sie sich geradezu selbst verachten müßte, wenn sie diese Tyrannei ertrüge, ohne sich in trotzigem Stolz dagegen aufzulehnen und das Recht ihrer Persönlichkeit zu wahren. Sie weiß, daß er es als eine Kränkung empfinden wird, wenn sie ohne ihn den Maskenball der Museums-Gesellschaft besucht, und eben deshalb will sie es thun. Der prächtige Domino, den sie sich für den heutigen Abend hat anfertigen lassen, liegt in ihrem Toilettenzimmer bereit, und nicht umsonst will sie sich seit Wochen auf die heitere Ungebundenheit des Karnevalsfestes gepreßt haben. Um die zehnte Abendstunde entspringt sie klopfenden Herzens der Droschke, die sie vor das festlich erleuchtete Gebäude der Museums-Gesellschaft gebracht hat. Allerdings ist sie entschlossen, vor der Demaskirung unauffällig zu verschwinden, bis dahin aber will sie das unschuldige Vergnügen der Maskenfreiheit in vollen Zügen genießen und nicht einen Augenblick daran denken, daß es doch eigentlich etwas Unerlaubtes und Sträfliches ist, was sie damit thut. Es gelänge ihr auch vielleicht vollkommen, wenn da nicht ein fatales Etwas wäre, das von Minute zu Minute störender auf sie wirkte. Dieses Etwas sind die sonderbaren Blicke, mit denen sie sich unablässig von einer Maske im schwarzen Domino verfolgt sieht. Der Mann ist etwa eine Stunde nach ihr in den Ballaal eingetreten und er hat sich bis zu diesem Moment ebenso wenig am Tanze beteiligt, als er auch nur den allergeringsten Versuch gemacht hat, ein Gespräch mit einer der ihn umschwirrenden Masken zu beginnen. Ein paar Mal streift sie absichtlich an ihm vorüber, aber er bleibt stumm und unbeweglich, auch als die Schleppe ihres Dominos seine Füße streift; nur seine Augen haften an ihr und folgen jeder ihrer Bewegungen, so daß sie ein Unbehagen verspürt wie unter einer lästigen körperlichen Verührung. Und endlich kann sie es nicht länger ertragen. Mit einem raschen Entschluß tritt sie auf ihn zu und flüstert hinter dem vorgehaltenen Fächer:

„Weshalb fixiren Sie mich fortwährend, mein Herr? Fühlen Sie denn nicht, daß Sie mir damit lästig fallen müssen?“

Er ist bei ihrer Anrede ein wenig zusammengefahren, dann aber klingt es zu ihrer Ueberraschung von einer wohlbekannten Stimme sehr höflich und bescheiden zurück:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau! Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie es bemerken würden.“ Eva ist in Versuchung hell anzulachen.

„Sie sind es, Herr Hinrichsen, und vor Ihnen hätte ich mich beinahe gesücht! Ja, wie kommen Sie denn hierher auf die Redoute? Mein Mann glaubte Sie doch in Magdeburg.“

„Ich bin gegen zehn Uhr abends zurückgekehrt und hätte gern Herrn Hartwig sofort gesprochen, da ich ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. In Ihrer Wohnung erfuhr ich, daß er verreist sei, ohne daß man mir hätte sagen können, wohin. Weil ich nun von dem Mädchen hörte, daß gnädige Frau auf die Redoute gefahren seien, kam mir der verwegene Gedanke, Sie hier aufzusuchen, um von Ihnen zu erfahren, wohin Herr Hartwig sich begeben hat, damit ich ihm vielleicht noch in dieser Nacht auf telegraphischem Wege meine Nachrichten zukommen lassen kann.“

„Nun, und warum haben Sie mich nicht längst danach gefragt? Es schien doch, daß Sie mich sogleich erkannten.“

„Ja, aber gnädige Frau schienen sich so gut zu amüsieren, daß ich nicht den Mut hatte.“

„Mein Gott, eine einfache Frage nach dem Aufenthalt meines Mannes wäre doch nicht danach angethan gewesen, mein vermeintliches Amüsement zu stören. Im übrigen kann ich Ihnen die gewünschte Auskunft leider auch nicht geben. Mein Mann hat mir nur gesagt, daß er schnell abreisen müsse, um durch persönliche Intervention einen drohenden Verlust abzuwenden.“

„Allmächtiger Gott — wenn das Koft und Söhne sind, so ist alles verloren!“

Der halbblaue Schreckensruf ist dem Prokuristen wider seinen Willen entfahren, und eine so grenzenlose Bestürzung ist im Klang seiner Stimme gewesen, daß sich auch die junge Frau plötzlich wie von einem Schauer überrieselt fühlt.

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Hinrichsen?“ forscht sie eindringlich. „Es handelt sich also wirklich um große Verluste?“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau — wenn Ihr Herr Gemahl Ihnen nichts darüber mitgeteilt hat, so habe ich wohl kein Recht.“

„Nein, nein, keine Ausflüchte!“ drängt sie. „Wenn so viel auf dem Spiele steht, daß Sie sagen konnten, es sei alles verloren, so darf es mir nicht verborgen bleiben.“

„Aber hier auf dem Maskenball, Frau Hartwig —“

„Nein, nicht hier!“ stimmt sie ihm zu. „Ich bitte Sie, mich nach Hause zu bringen. Auf der Heimfahrt können wir ungestört mit einander reden.“

Ein paar Minuten später sitzt ihr Begleiter in der Droschke ihr gegenüber, und mit heißen ungeheuren Fragen holt sie alles aus ihm heraus, was seine unbedachte Aeußerung sie bereits hat erraten lassen. Das Haus Hartwig befindet sich durch die ungünstige Geschäftslage und durch den Sturz einiger befreundeter Firmen seit Wochen in einer furchtbaren Krise. Fast übermenschlich hat der junge Chef gekämpft und gearbeitet, um die drohende Katastrophe abzuwenden. Aber wenn jetzt auch Koft und Söhne fallen sollten, so ist an Rettung nicht mehr zu denken.

Die junge Frau sitzt ganz starr.

„Und mein Vermögen — meine Mitgift von zweihunderttausend Mark, die mein Mann in seinem Geschäft angelegt hat, ist sie schon ganz verloren?“

„Welch' ein Gedanke, gnädige Frau! Das Kapital ist stets unangetastet geblieben, und es ist durch die Zinsen, die Herr Hartwig stets gewissenhaft zugeschrieben hat, sogar erheblich gewachsen. Es hätte mich beinahe meine Stellung gekostet, als ich einmal in dringender Verlegenheit Ihrem Gatten vorschlug, einen Teil des Geldes vorübergehend in Anspruch zu nehmen.“

Frau Eva sinkt in die Polster des Wagens zurück und verbirgt ihr Gesicht in den Händen. Erst als Hinrichsen ihr beim Aussteigen behilflich gewesen ist und sie bis an die Thür des Hauses geleitet hat, sagt sie:

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen — und besonders auch dafür, daß Sie mich auf dem Balle gesucht haben.“

Der Morgen ist nicht mehr fern, als wieder eine Droschke vor dem Hausthor hält. Aber sie kommt nicht wie die andern von einer Stätte jubelnder Karnevalsfröhlichkeit, sondern vom Bahnhofe, und der Fahrgast, der ihr entsteigt, sieht bleich und erschöpft aus wie Einer, der schwere Anstrengungen und furchtbare Aufregungen hinter sich hat. Er wirft einen Blick zu den Fenstern seiner Wohnung empor, und lebhaftere Ueberraschung spiegelt sich auf seinem Gesicht, da er einige von ihnen erblickt sieht. Hastig schließt er die Hausthür auf und eilt die Stiegen empor. Aber als er den Schlüssel in die Entree Thür stecken will, wird sie von innen geöffnet, und noch ehe er recht weiß, wie ihm geschieht, fühlt er zwei weiche Arme an seinem Nacken und zwei süße, schwellende Lippen auf seinem Munde. Es ist, als wolle sein junges Weib ihn mit ihren Küssen erlösen, und eine geraume Zeit vergeht, ehe sie Beide Atem genug finden, das erste Wort zu tauschen.

„Eva! Mein Liebling! Du hast Deine Nachtruhe geopfert, um mich zu erwarten.“

„Ja, und um Dir zu sagen, daß ich die schlechteste, oberflächlichste und herzloseste aller Frauen gewesen bin, — um Dir zu gestehen, daß ich heute ohne Dich die Museums-Redoute besucht habe — und um mich jeder Strafe zu unterwerfen, die Du über mich verhängst.“

Er fühlt sich wie mit einem Strom eiskalten Wasser übergossen.

„Ah, deshalb also —“

„Nein, nicht deshalb allein. Wenn Du Dich jetzt in gerechtem Zorn von mir abwendest, muß ich's demütig tragen. Soweit aber darfst Du die Grausamkeit der Vergeltung nicht treiben, daß Du mir's verweigert, Dich mit meiner Mitgift aus Deinen Verlegenheiten zu befreien. Es ist ja leider in diesem Augenblick alles, was ich thun kann, um wenigstens zu einem kleinen Teil wieder gut zu machen, was ich gefehlt.“

Noch fällt es ihm schwer, sie zu verstehen; bald aber ist er durch ihre reumüthige Erzählung über alle Vorgänge des verflohenen Abends unterrichtet. Und nun wendet er sich nicht, wie Eva es gesücht hat, in strafendem Zorn von ihr ab, sondern schließt sie voll verzeihender Zärtlichkeit in seine Arme.

„Was Du gefehlt hast, ist hinlänglich gesühnt, mein Liebling! Und nicht einen Augenblick würde ich mich bedenken, Dein großmüthiges Anerbieten anzunehmen, wenn es dessen noch bedürfte. Aber es ist mir gelungen, die Gefahr abzuwenden, und meine Firma ist gerettet. Von nun an werden meine Geschäfte, die Dir so „gräßlich“ waren, mich nicht mehr verhindern, Dich auf einen Maskenball zu führen.“

Frau Eva birgt ihr erglühendes Gesichtchen an seiner Schulter.

„Nein, nein, Du Liebster — der heutige Faschingsball war der letzte, den ich besucht habe! Das Vergnügen an diesen Freuden ist mir durch die Qual meiner Neue für alle Zeiten verleidet.“

Sirshenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 13. Februar. Jordan, Bekenner. • Dominikaner-Klosterkirche: Fest der hl. Katharina von Ricci. Jungfrau aus dem Orden des hl. Dominikus. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt; abends 7 Uhr feierl. Segens-Andacht.

Freitag, 14. Februar. Valentin, Priester u. Martyrer. • St. Andreas: Fünfter Xaverius-Freitag. Morgens 1/10 Uhr Segensmesse, abends 8 Uhr Andacht mit Predigt. • St. Lambertus: Morgens 8 1/2 Uhr Segensmesse verbunden mit Fastengebete. • Maria Himmelfahrtspfartriche: Morgens 1/8 Uhr Segensmesse, abends 1/8 Uhr Kreuzweg mit Predigt.

Samstag, 15. Februar. Faustinus, Martyrer. Siegfried, Abt. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.